

Bilder des Ersten Weltkriegs in der Literatur Österreichs, 1914 bis 1934

SIGURD PAUL SCHEICHL

Danzer's *Armee-Zeitung*, eine Wiener Wochenzeitung für militärische Fragen, veröffentlichte am 27. März 1913 (S. 8f.) „Drei Soldatenlieder. Von Dr. Hugo Zuckermann, Leutnant der Reserve, mit einer Vorbemerkung der Redaktion.“¹ Hier interessiert besonders das erste der drei „scheinbar naiven“ Gedichte, die nach dem Urteil des Herausgebers der Zeitung, Carl M. Danzer, in seiner „Vorbemerkung“ „als *genial* zu bezeichnen sind.“²

Reiterlied

*Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen –
Fall' ich am Donaustand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.*

*Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben –
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?!
Viel hunderttausend traben
in Öst'reichs Reiterei.*

*Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen –
Wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
auf Belgerad!!*

Hugo Zuckermann (1881–1914), aus Eger, hatte in Wien und Prag Jus studiert, war aktiver Zionist, ließ sich als Anwalt in Meran nieder und ist Ende 1914 in seiner Heimatstadt an schweren Kriegsverletzungen gestorben. Im Soldatenfriedhof Tummelplatz am Stadtrand von Innsbruck wird auf einer Tafel der gefallenen Tiroler Anwälte auch Zuckermanns gedacht; sein Name steht da neben den Namen von Berufskollegen, die antisemitischen Innsbrucker Burschenschaften angehört hatten...

Das Gedicht, dessen in der Tat sehr geschickt getroffener Volksliedton seinen Erfolg bestimmt hat, ist also schon vor

Ausbruch des Weltkriegs entstanden; dass es „Belgerad“³ in die wichtige letzte Zeile rückt – in, was formal nicht ungeschickt ist, Entsprechung zu „Reitersmann“ und „Reiterei“ –, spiegelt die antiserbischen Gefühle der Österreicher in der Zeit der Balkankriege wider.

Viel brisanter sind die Reiter- und Fahnenbilder: Denn so stellte man sich 1913 den Krieg vor, als ritterliches Abenteuer, mit Kavallerieattacken und auf feindlichen Festungen aufgepflanzten Fahnen. Zuckermanns gut gemeinte, mehr patriotische als aggressive Verse sind so, in der Terminologie von Karl Kraus, ein Musterbeispiel für an der Vergangenheit orientierte ‚Phrasen‘, mit denen man die seit spätestens 1866 bzw. 1870/71 bekannte Realität des modernen Kriegs vernebelte. Schon gar keine Rede ist von Kriegszielen, weder von außenpolitischen noch von ökonomischen. Dass der dichtende Anwalt keineswegs Husar oder Ulan war, sondern Reserveoffizier im wenig vornehmen Landwehrinfanterieregiment Nr. 11, passt zu dieser heroisierenden Verklärung des Kriegs durch Rückgriffe auf die Geschichte, ohne jede eigene Erfahrung. Solche Verse entlarven die geistige Aufrüstung ihrer Verfasser und förderten ihrerseits die Kriegsbereitschaft ihrer Leser. Der Geisteszustand, den sie sowohl zum Ausdruck brachten als auch bestärkten, machte den Blutausch von 1914 erst möglich.

Ein an der gleichen Stelle gedrucktes „Lied ans Maschinengewehr“ von Zuckermann mit dem Kehrreim „Den töt!“ zeigt die Unvereinbarkeit dieses künstlichen Volksliedtons mit der modernen Kriegstechnik geradezu exemplarisch, selbstverständlich gegen die Absicht des Autors. Es spricht für einen Rest von literarischem Bewusstsein, dass dieses völlig misslungene, nicht wie das „Reiterlied“ etwas melancholische, sondern sehr direkt aggressive Gedicht ohne Echo geblieben ist.

Das „Reiterlied“ wurde zunächst ebenfalls kaum wahrgenommen. Nach Kriegsausbruch war ihm eine erstaunliche Karriere beschieden, über die *Danzer's Armee-Zeitung* stolz berichtet:⁴ Eine Leipziger Zeitung druckte es mehr oder minder zufällig nach und jetzt ver-

breitete es sich mit Windeseile, wobei es irgendwann den Titel *Österreichisches Reiterlied* bekam, der zur Propagierung des Bündnisses der Mittelmächte gewiss nicht unwillkommen war. Im Dezember 1914 hatten bereits sieben Komponisten das Lied vertont, später kamen weitere dazu, darunter Franz Lehár und Egon Wellesz; es scheint auch tatsächlich, mit Refrains wie ‚Es lebe Öst'reichs Reiterei‘⁵ oder so ähnlich, gesungen worden zu sein. Seit 1914 steht Zuckermanns Gedicht, in der Prager zionistischen *Selbstwehr* (17.4.1916) als „das beste deutsche Kriegslied“ gerühmt, in zahlreichen Anthologien und Liederbüchern. Heute glücklicher Weise nicht mehr.

Affirmative, oft sehr aggressive Kriegsliteratur entstand in den Anfangsjahren des Kriegs sowohl im Deutschen Reich als auch in Österreich-Ungarn in unfassbaren Mengen – und in unfassbarer Qualität. Dieser literarische Ramsch ist ein Gradmesser des militaristischen Rausches – wieweit in Österreich-Ungarn auch tschechische, slowenische, italienische Autoren dazu beigetragen haben, lasse ich offen. Es ist müßig wieder einmal Ottokar Kernstock (1848–1928) oder Bruder Willram (1870–1939) lächerlich zu machen; nur so viel: wenn jener im „Steirischen Waffensegen“ von 1916 an seine Landsleute appellierte: „Steirische Jäger, trifft mir glatt, / den russischen Bären auf das Blatt!“ propagiert er die gleiche Vorstellung vom heldischen Kampf Mann gegen Mann, die hinter Zuckermanns Pseudo-Volkslied steht.

Nicht weniger ungern als die beiden Dilettanten nenne ich den etwas angeseheneren Anton Wildgans (1881–1932) und sein Gedicht „Vae victis“ (1914) mit der bemerkenswerten Strophe:

*Weh den Besiegten! Härtester der
Sprüche,
An ihren Nacken wird er kalt vollstreckt,
Mit Schlächterrauhe ohne Haß und Flüche
Zermalmt die Brut und was sie
ausgeheckt.
Der Sieger wird die Großmut
unterdrücken
Und über schmähhlich hingekrümmte
Rücken
Hinstampfen wie auf häßliches Insekt.*



Georg Trakl (1887–1914)

„Zermalmt die Brut“, „Hinstampfen wie auf häßliches Insekt“ – das bedarf keines weiteren Kommentars. Für den Wildgans dieses Gedichts waren die Gegner keine Menschen, sondern sie erscheinen als verächtliche Tiere, die man eben mit „Schlächterruhe“ erledigt; eines Gefühls sind sie nicht wert.

Die Medien – Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und auf weite Verbreitung angelegte Anthologien – garantierten einen entsprechenden Absatz; der eine oder andere dieser patriotischen Verse schmiede mag für seine (ja nicht allzu große) Mühe sogar mit einem Orden belohnt worden sein, zu einem oder mehreren (auch verkauften) Gedichtbänden hat es fast jeder gebracht. Diese zumal in den ersten Kriegsmonaten allenthalben erscheinenden Verse dienten den Interessen der Regierenden und verklärten in deren Sinn den Krieg, für den die Begeisterung bei der Bevölkerung angesichts der rasch wachsenden Verlustlisten bald gesunken ist. Soweit sie die Soldaten an der Front überhaupt erreichten – etwa über die verschiedenen Armeezeitungen –, waren sie geeignet die Hemmschwelle für das Töten der feindlichen ‚Brut‘ herabzusetzen.

Gewiss will ich diese verblendeten Kriegssänger – vielfach Freizeitpoeten – nicht verteidigen. Eines muss man ihnen aber doch zugute halten: Viele von ihnen haben ihre schlechten Verse aus einer echten patriotischen Begeisterung geschrieben. Dass diese für uns nur noch schwer nachvollziehbar ist, hat nicht zuletzt mit dem Ersten Weltkrieg zu tun. Wildgans und die beiden ‚Priesterdichter‘ stimmten wie viele andere ihre patriotischen Gesänge im Hinterland an; Zuckermann (und

mit ihm viele andere) ließ für die ‚Phrase‘, an die er glaubte, sein Leben.

Es gab auch andere lyrische Töne, denen Popularität nicht beschieden war – weder wegen ihrer Thematik noch wegen ihrer Form. Eines der berühmtesten Kriegsgedichte aus Österreich ist „Grodek“ von Georg Trakl (1887–1914), zuerst 1915 im *Brenner-Jahrbuch* erschienen, als der Dichter bereits tot war. Grodek ist ein kleiner Ort in der heutigen Ukraine; dort hatte Anfang September 1914 ein Gefecht stattgefunden – der Militärapotheker Trakl musste die Verletzten versorgen und brach angesichts der erlebten Schrecken zusammen.

Grodek

*Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott
wohnt
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze
Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und
Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten
durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die
blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunklen
Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre
Die heiße Flamme des Geistes nährt
heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.*

Vielleicht hätte Hugo Zuckermann nach seiner schweren und schließlich tödlichen Verletzung kein „Reiterlied“ mehr verfasst. „Grodek“ hätte er, in den Konventionen von Sprache und Motiven gefangen, nicht schreiben können. Der Verzicht auf die ‚Regeln‘ der Lyrik, das Durchbrechen selbst der Normen der Syntax allein machen den unmittelbaren Ausdruck des Grauens möglich; „zerbrochene Münder“ können nur in zerbrochenen Sätzen klagen. Das kühne Bild „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.“ allein macht diese Verse zum Spiegel des Entsetzens über die Realität an der Front. Und selbst wo noch von „Helden“ die Rede ist, erscheinen sie doch mit „blutenden Häuptern“. Von wehenden Fahnen und von für das Vater-

land sterbenden Reitersmännern ist da nichts übrig geblieben, so wenig wie vom Volksliedton; das nackte Entsetzen, das der Dichter erfahren hat – doch tritt kein Ich in Erscheinung –, kann nicht mehr in wohl gebauten Sätzen, in Reimen und einem metrischen Schema Ausdruck finden. Das Gedicht ist eine Anklage, nicht weil Trakl eine solche hätte schreiben wollen, sondern weil das von ihm Erfahrene so schrecklich ist, dass man die Verse nur als Anklage lesen kann.

Anders als „Grodek“ ist „Mit der Uhr in der Hand“ von Karl Kraus (1874–1936), 1917 in dessen Zeitschrift *Die Fackel* erschienen, ein politisches Gedicht, das einen aktuellen Aspekt des Krieges analysiert und dem Leser die Augen über die wahre Natur des – technischen – Krieges öffnen will.

Mit der Uhr in der Hand

Berlin, 22. September 1916: Eines unserer Unterseeboote hat am 17. September im Mittelmeer einen vollbesetzten feindlichen Truppentransportdampfer versenkt. Das Schiff sank innerhalb 43 Sekunden.

*Dies ist das Aug in Aug der Technik mit
dem Tod.
Will Tapferkeit noch Anteil an der
Macht?
Hier läuft die Uhr ab, aller Tag wird
Nacht.
Du mutiger Schlachtengott, errett uns
aus der Not!
Nicht dir, der du da dumpf aus der
Maschine kamst,
ein Opfer war es, sondern der Maschine!
Hier stand mit unbewegter Siegermiene
ein stolzer Apparat, dem du die Seele
nahmst.*

*Dort ist ein Mörser. Ihm entrinnt der
arme Mann,
der ihn erfand. Er schützt sich in dem
Graben.
Weil Zwerge Riesen überwältigt haben,
seht her, die Uhr die Zeit zum Stehen
bringen kann!*

*Geht schlafen, überschlaf't's. Gebt
Gnade euch und Ruh.
Sonst sitzt euch einst ein Krüppel im
Büro,
drückt auf den Taster, hebt das Agio,
denn grad flog London in die Luft, wie
geht das zu!*

*Wie viel war's an der Zeit, als jenes jetzt
geschah?*



Karl Kraus (1874–1936)

*Schlecht sieht das Aug, das giftige Gase
beizen.
Doch hört das Ohr, die Uhr schlug eben
dreizehn.
Unsichtig Wetter kommt, der Untergang
ist nah.*

*Entwickelt es sich so mit kunterbunten
Scherzen –
behüte Gott den Gott, daß er es lese!
Der Fortschritt geht auf Zinsfuß und
Prothese,
das Uhrwerk in der Hand, die Glorie im
Herzen.*

Das Gedicht ist die endgültige Absage an die ‚Phrasen‘ von ‚Glorie‘, ‚Tapferkeit‘ und ‚Heldentum‘ angesichts des technischen Fortschritts, der das Töten aus weiter Entfernung möglich gemacht hat, gegen das der größte Mut nichts hilft. Man sollte aber „Agio“ und „Zinsfuß“ hier nicht überlesen, denn hinter der im Wortsinn mörderischen Technik stehen die Wirtschaftsinteressen des Fortschritts; Kraus gebraucht das Wort ‚Kapitalismus‘ kaum, aber er meint ihn in seiner Analyse der Kriegsursachen.

Kraus lässt dieses Gedicht von seiner Sprachrohrfigur, dem Nörgler, auch in seinem riesigen Kriegsdrama *Die letzten Tage der Menschheit* (1918/19, Endfassung 1922, in großen Teilen während des Kriegs geschrieben) vortragen (Szene III, 36), auf das – als das doch bekannteste Werk über den Ersten Weltkrieg in Österreich – ich hier nicht näher eingehen will.⁶ Mit „Grodek“ ist Kraus’ Tragödie insofern vergleichbar, als sie die Regeln des Dramas so radikal bricht wie Trakl sich von der Tradition des Ge-

dichts entfernt. *Die letzten Tage der Menschheit* und die Hefte der *Kriegs-Fackel* sind der gewichtigste Beitrag Österreichs zur Literatur über (und gegen) den Ersten Weltkrieg; ihr Schwerpunkt ist die Entlarvung der heroischen Phrase, die sich nicht nur in der Kriegsliteratur vom Typ des „Reiterlieds“, sondern auch in offiziellen Dokumenten und insbesondere, mit sehr nachhaltiger Wirkung, in der Publizistik der Kriegsjahre findet.

Nur noch ein Beispiel für die aphoristische Pointierung von Kraus’ Deutung des Kriegs, eine Dialogstelle aus I, 29: Der Optimist, ein loyaler Bürger der Monarchie, setzt zu einer Rechtfertigung des Kriegs mit den Worten „Es handelt sich in diesem Krieg –“ an; der Nörgler, das Sprachrohr des Satirikers schneidet ihm das Wort ab mit „Jawohl, es handelt sich in diesem Krieg!“ Das Wortspiel entlarvt wiederum die eigentlichen Hintergründe des Konflikts.

Die neuen Bücher von Anton Holzer⁷ und Manfred Rauchensteiner⁸ zur Geschichte des Ersten Weltkriegs verändern das Verständnis von Kraus’ Kriegsdrama. Was man bisher – vielleicht anders als gut informierte Zeitgenossinnen von Kraus – als legitime satirische Übertreibung gelesen hat, erscheint im Lichte dieser Forschungen als sehr realistisch. Verklärung der ‚alten Armee‘ ist auf keinen Fall angebracht.

Alfred Polgar (1873–1954) ließ in seinen Feuilletons und Theaterkritiken schon während des Kriegs seine Kriegsgegnerschaft anklingen. Erst recht wird diese Haltung deutlich in seinen Veröffentlichungen nach dem Krieg. In der kurzen Satire „Troost im Unglück“⁹ stellt er sich vor, was im Falle eines Sieges von Österreich-Ungarn geschehen wäre – als lineare Fortführung der Kriegspropaganda.

*Und mit Erlaß der k. u. k. Regierung vom
Soundsovielten wäre verfügt worden,
daß in allen Lehr- und Lesebüchern der
k. k. Volks-, Bürger- und Mittelschulen
Kaiser Franz Joseph künftighin als „der
Große“ fortzuleben habe.*

*Über den Beinamen des letzten Herrschers
aber hätte erst eine aus Vertretern des
k. u. k. Ministeriums des Äußeren, des
k. k. Ministeriums des Inneren, des
k. u. k. Kriegspressequartiers und der
k. k. Akademie der Wissenschaften
zusammengesetzte Kommission beraten.*

Viel ätzender wird die Satire im Weiteren, wo es um die Militärgerichtsbarkeit geht: „Und jener Auditor, der so viele

hatte hängen lassen, wäre in den Adelsstand erhoben worden mit dem Prädikat ‚von Hanfeschling‘.“ „Auditor“ war in der k. u. k. Armee der Rang der Militärrichter, die während des Kriegs zahllose Todesurteile verhängten. Der linksliberale Polgar war freilich auch der Revolution gegenüber skeptisch, denn: „Und mancher, der jetzt rote Garden gründet, hätte sich beim Militär aktivieren lassen.“

In der linksbürgerlichen Tageszeitung *Der neue Tag* erschien 1919 Polgars Kommentar zur Erschießung des mehrfach aus Gefängnissen ausgebrochenen Einbrechers Breitwieser: „Ein Heldenleben (aus großer Zeit).“¹⁰ Schon der Titel nimmt parodistisch die heroisierende Sprache der Kriegsberichterstattung auf, bei der der Autor dann auch bleibt, etwa: „Obschon [Breitwieser] nicht annähernd die Tötung so vieler Landsleute gelang wie etwa einem mittleren General, genoß er doch Heldenpopularität [...]“; über seinen Kriegsdienst heißt es: „So beschloß er, dem häßlichen Beruf trotz allem winkenden Lorbeer zu entsagen. Kraft seiner überlegenen Intelligenz wurde es ihm leicht, schwachsinnig zu erscheinen und – da er als Mannschaftsgrad für die höhere Führung nicht in Betracht kam – nach Hause geschickt zu werden.“ Und schließlich, über den von der Polizei erschossenen Verbrecher: „Vor den ewigen Richter kommt er nach alphabetischer Ordnung hinter Berchtold. Da wird sein Sündenpäckchen wohl federleicht wiegen. [...]“ Zur Erinnerung: Berchtold war im Juli 1914 k. u. k. Minister des Äußeren...

Die Frage der Kriegsschuld wie die der Intelligenz der verantwortlichen Offiziere taucht auch in Texten auf, die man auf den ersten Blick apolitisch lesen würde. Leo Perutz’ (1882–1957) Roman *Der Marques de Bolibar* von 1920 spielt in den napoleonischen Kriegen; es geht um den Untergang hessischer Rheinbund-Regimenter im Kampf gegen die spanische Guerilla. Die Unfähigkeit und vor allem die grenzenlose Verantwortungslosigkeit der deutschen Offiziere wird aber von den damaligen Leserinnen und Lesern wohl nicht nur auf die Zeit um 1808 bezogen worden sein, zumal auch hier von einer rechtswidrigen Hinrichtung erzählt wird. Und der Roman *Der Meister des Jüngsten Tages* (1923) rückt einen skrupellosen Berufsoffizier in den Mittelpunkt einer im Übrigen sehr spannenden Geschichte, dessen Verhalten zu Verallgemeinerungen auf die Ethik des Offizierskorps geradezu auffordert. Ein dritter Roman dieses Autors, *Wohin*



Alfred Polgar (1873–1954)

rollst du, Äpfelchen (1928), behandelt die Geschichte eines österreichischen Offiziers, der nach 1918 nur einen Lebensinhalt hat: sich an dem Kommandanten des russischen Kriegsgefangenenlagers zu rächen, der ihn schlecht behandelt hat. Diesem Rachewunsch – der ihn unter anderem in die Wirren des russischen Bürgerkriegs führt – opfert er alles, sein Glück und das Glück, oft sogar das Leben anderer. Selbstverständlich ist das in Berlin veröffentlichte Buch – auch – als politische Warnung vor der zerstörerischen revisionistischen Politik der deutschen Rechten zu lesen.

Manche Motive dieses Romans berühren sich mit Joseph Roths (1894–1939) Romanen *Die Flucht ohne Ende* (1927) und *Die Kapuzinergruft* (1938). Beide haben das Leben von Menschen zum Thema, die, wenn auch auf andere Art als die Hauptfigur von Perutz' Roman, nach dem Krieg und den (in beiden Büchern nur angedeuteten) Kriegserfahrungen nicht mehr in ein geordnetes Leben zurück finden. Sowohl Roth als auch Perutz waren Kriegsteilnehmer gewesen.

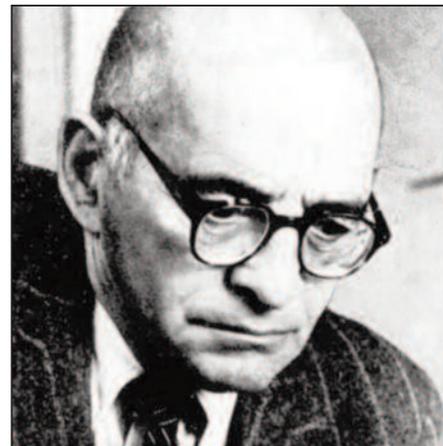
Ein mit Remarques *Im Westen nichts Neues* (1928/29) vergleichbarer Antikriegsroman ist in Österreich nicht entstanden; keines der hier erwähnten Werke hat auch nur annähernd die Verbreitung dieses Buchs erreicht. Freilich waren *Die letzten Tage der Menschheit* in weit über 20.000 Exemplaren verbreitet; viele Leser fand Kraus bei der Linken der Ersten Republik Österreich, Otto Bauer hat das Werk ausdrücklich gelobt. Im Umfeld von Karl Kraus ist die wenig bekannte (nicht selbstständig veröffent-

lichte) Satire auf die Zurichtung des Menschen für das Militär *Das Regiment des Teufels* entstanden, von dem 1917 gefallenen böhmischen Autor Franz Janowitz (*1892). Sie wurde erst nach seinem Tod aus dem Nachlass gedruckt.¹¹

Die Novelle *Spiel im Morgengrauen* (1926) von Arthur Schnitzler (1862–1931) spielt lange vor dem Ausbruch des Kriegs. Die Hauptfigur, der Leutnant Kasda, verliert beim Glücksspiel so viel, dass ihm schließlich nur der Selbstmord bleibt. Die von ihm am Spieltisch an den Tag gelegte Unfähigkeit, Risiken richtig abzuschätzen, wird man unter dem Gesichtspunkt des Entstehungsdatums der Erzählung als Urteil über die Unfähigkeit der österreichisch-ungarischen Offiziere auch im Ernstfall verstehen dürfen. Insbesondere ist hier aber die Figur des Konsuls Schnabel ein Reflex auf die Kriegserfahrungen: Er vertritt den skrupellosen Kapitalismus, den die Zeitgenossen von den Kriegsgewinnern und ‚Schiebern‘ kannten, für die der Krieg nur eine Gelegenheit zum Geldverdienen gewesen ist. Der Zeitbezug ist nur auf den ersten Blick verborgen; liest man genauer, ist auch diese Novelle des Autors, der sich sonst wenig zu Politik geäußert hat, eine Abrechnung mit den führenden Gruppen des untergegangenen Staates von Franz Joseph.

Im ersten Jahrzehnt der Republik erscheint so gut wie keine kriegsverherrlichende Literatur, sieht man von ‚Sachbüchern‘ wie Regimentsgeschichten mit Würdigung der ‚Heldentaten‘ der jeweiligen Truppe und dem einen oder anderen autobiografischen Text eines Offiziers ab. Allenfalls mag man historische Romane wie *Caesar* (1929) und *Cromwell* (1933) von Mirko Jelusich (1886–1969) auf den Ersten Weltkrieg beziehen, da ihre Hauptfiguren ausgesprochene Kriegshelden sind. Diese Bücher stehen schon im Dienste des Faschismus.

Die explizite heroische Darstellung des Kriegs setzte erst spät ein, als manche den Krieg schon vergessen hatten, andere bereits an den nächsten dachten. Die verklärenden Bücher von Karl Springenschmid (1897–1981; u.a. *Der Sepp*, 1931, auch nach 1945 wieder aufgelegt), Anton Bossi Fedrigotti (1901–1990, besonders *Standsschütze Bruggler*, 1934) und Luis Trenker (1892–1990; u.a. *Berge in Flammen*, 1931) über den Dolomitenkrieg¹² – den zumindest Trenker mitgemacht hatte – sind hier beispielhaft zu nennen, im Grunde triviale Abenteuergeschichten ohne jede Beachtung der historischen, politischen und ökonomi-



Leo Perutz (1882–1957)

schen Hintergründe des Kämpfens in den Bergen, mit wenig Mitleid für die Opfer. In diesen Büchern setzt sich wieder die ‚Phrase‘ des ‚Reiterlieds‘ durch.

Mitleid für die Opfer zeichnet hingegen ein anderes, formal sehr viel anspruchsvolleres Buch über den Krieg in den Dolomiten aus, Franz Tumlers *Tal von Lausa und Duron*, schon (1935) im nationalsozialistischen Deutschland erschienen. In mancher Hinsicht passt die Erzählung auch ganz gut dorthin – unter anderem durch die sehr sympathische Figur eines österreichisch-ungarischen Offiziers und durch die negative Zeichnung der Italiener. Nicht zur Kriegsverherrlichung der 1930er Jahre passt dagegen, dass der oberösterreichische Autor Südtiroler Abstammung (1912–1998) hier den Untergang einer alten, mythenreichen Kultur darstellt, die Vernichtung der Welt der Dolomitenladiner durch die Kriegsergebnisse.

Die gegen Ende der 1920er Jahre erschienene Novelle *Buchmendel*¹³ von Stefan Zweig (1881–1942) beleuchtet wiederum eine andere Seite des Kriegs. Die Hauptfigur ist ein jüdischer Trödler, der ein hervorragendes Gedächtnis für Bücher hat, gleichsam eine lebende Bibliografie ist. Als die Wiener Behörden einige Zeit nach Kriegsausbruch entdecken, dass dieser Jakob Mendel eigentlich russischer Staatsbürger ist, wird er verhaftet und in einem Lager für Zivilinternierte festgehalten. Dort zerbricht symbolisch seine Brille; das ist das Ende seiner Fähigkeiten. Zweig prangert hier die Konzentrationslager für Zivilisten aus den Nationen an, mit denen man im Krieg stand. Mit dem Ende dieses bibliografischen Genies endet aber etwas Größeres: der kulturelle Austausch zwischen den Nationen, der nicht zuletzt durch die international vernetzten Juden gefördert worden war. Mendel wird ja eben verhaftet, weil er seine Kontakte mit

französischen und englischen Antiquaren nach 1914 aufrechterhalten wollte.

Das sind einige Aspekte der Spiegelung des Ersten Weltkriegs im Werk österreichischer Autoren – mit vielen Lücken, sowohl was die Themen als auch was die Autoren (und auch Autorinnen) betrifft. Es haben sich sowohl die erwähnten Schriftsteller in anderen als den genannten Werken mit der Kriegserfahrung ihrer Generation beschäftigt als diese sich auch in Büchern und kürzeren Werken anderer findet. Das Übergehen des dritten Teils von Hermann Brochs Trilogie *Die Schlafwandler* (1932), eines der wichtigsten Bücher der Zwischenkriegszeit, ist eine von vielen Lücken dieses kleinen Aufsatzes. Perspektiven der Literatur auf dieses Ereignis sollte er doch gezeigt haben – von der heroischen ‚Phrase‘ über ihre Kritik und leider auch über ihr Wiederauftauchen.

Ich schließe mit einem Gedicht von Jura Soyfer (1913–1939), nicht weil es sich in dieser Zeitschrift sozusagen gehört Soyfer zu nennen, sondern weil diese Verse zeigen, wie ein zeitkritischer Autor, der schon zur Nachkriegsgeneration gehört, langfristige Folgen des Kriegs bewusst macht. Das Gedicht¹⁴ bezieht sich auf den Prozess gegen den im Krieg als Offizier mit Tapferkeitsmedaillen ausgezeichneten Silvester Matuska, der wegen Attentaten gegen die Eisenbahn mit mehreren Todesopfern (vor allem in Ungarn) angeklagt war.

Matuska spricht

„Als Gott und Kaiser mich einst riefen,
Hab' Hunderte ich massakriert;
Das nennt' man damals ‚Offensiven‘,
Man fragte nicht nach den Motiven,
Man hat mich zweimal dekoriert.
Ich tat dasselbe dann privat –
Da hieß es plötzlich: Greueltat!

Man hört jetzt rings ‚Heil Hitler!‘
schreien.

Es kriegt der Kerl auch immerfort
Von Thyssen, Skoda Geldanleihen;
Warum? Er will das Volk befreien.
Und wie? Ganz klar: durch Massenmord!
Ich tat dasselbe. Statt zu schreien:
‚Heil Matuska!‘, sperrt man mich ein.

Zwei Sorten gibt's von Massenmördern:
Die einen pflegt ins Kriminal
Ihr ohne weiters zu befördern,
Die anderen zum General.

Wer ist verrückter, frag' ich da:
Die Welt oder der Matuska?“

Das Gedicht bedarf wohl kaum erläuternder Zeilen; nur auf eine besondere Feinheit dieses Gebrauchstexts, der auch für das Kabarett getaugt hätte, weise ich hin: das raffinierte Verbinden von „Kriminal“ und „General“ und noch mehr von „massakriert“ und „dekoriert“ durch den Reim. Der sagt mehr über das Wesen des Kriegs aus als manche große Analyse.

Anmerkungen:

1/ Die zwei anderen Gedichte heißen „Lied ans Maschinengewehr“ und „Der Herr Hauptmann“. Ein nach Kriegsausbruch entstandenes Gedicht Zuckermanns, „Als wir die Grenze überschritten“ – vielleicht sein letztes vor der tödlichen Verletzung –, steht in demselben Blatt vom 10. Dezember 1914, S. 6.

2/ Der Abdruck folgt genau dem Erstdruck in *Danzer's Armee-Zeitung*; in zahllosen Nachdrucken finden sich Abweichungen, die kaum auf den Autor zurückgehen dürften.

3/ Die Erweiterung des Namens der Stadt um eine Silbe, um dem Metrum gerecht zu werden, ist ein ziemlich untrügliches Zeichen für lyrischen Dilettantismus.

4/ Die Schicksale eines Soldatenliedes, in: *Danzer's Armee-Zeitung*, 10.12.1914, S. 5.

5/ Briefliche Mitteilung eines Zeitgenossen, 1994.

6/ Für Interessierte verweise ich auf Sigurd Paul Scheich: Zur Aktualität von Karl Kraus' „Letzten Tagen der Menschheit“. Ein Vortrag. Weitra 2012.

7/ Anton Holzer: Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung.

Darmstadt 2008. Vor Holzer hat schon Hans Hautmann in mehreren Aufsätzen auf die Untaten der k. u. k. Kriegsjustiz hingewiesen.

8/ Manfred Rauchensteiner: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie. Wien, Köln, Weimar 2013.

9/ Alfred Polgar: Trost im Unglück, in: ders.: Kleine Schriften, Bd. 1: Musterung. Reinbek 1994, S. 112–114. Der Erstdruck in einer Zeitung oder Zeitschrift, vermutlich bald nach 1918, ist in der Ausgabe nicht nachgewiesen.

10/ Ebd., S. 258–261.

11/ Am leichtesten zugänglich in Franz Janowitz: Auf der Erde und andere Dichtungen. Mit Briefen und Dokumenten. Innsbruck 1992 (Brenner-Studien, Bd. 12).

12/ Zu diesen und anderen Büchern, die auch Reaktionen auf die Südtirol-Politik Mussolinis sind, vgl. die lesenswerte Studie von Hansjörg Waldner: „Deutschland blickt auf uns Tiroler“. Südtirol-Romane zwischen 1918 und 1945. Wien 1990.

13/ Zuerst in der Wiener *Neuen Freien Presse* vom 1. bis 3.11.1929; dann noch im selben Jahr in Stefan Zweig: Kleine Chronik. Leipzig o.J. [1929] (Insel-Bücherei, Bd. 408).

14/ Erstveröffentlichung in der *Arbeiter-Zeitung*, 19.6.1932, S. 15, auf der Satire-Seite „Zwischenrufe links“. Ein offensichtlicher Druckfehler des Erstdrucks wurde korrigiert. In der gleichen Nummer dieser Zeitung findet sich auf S. 3 ein Artikel von Paul Kéri: Matuska, der christlich-nationale Held, der diesen Sensationsfall politisch einzuordnen versucht.

Neuerscheinung

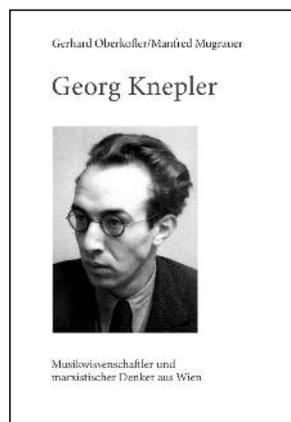
Gerhard Oberkofler/Manfred Mugrauer:

Georg Knepler

Musikwissenschaftler und marxistischer Denker aus Wien

Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2014

426 Seiten, 39,90–



Georg Knepler (1906–2003) wuchs in Wien auf und studierte hier Klavier, Dirigieren und Musikwissenschaft. Als Pianist begleitete er in Wien Karl Kraus und in Berlin Helene Weigel. 1933 musste er als Kommunist und Jude aus Deutschland fliehen, 1934 auch aus Österreich. In der Emigration war er inspirierendes Vorstandsmitglied im *Austrian Centre* in London. Nach der Befreiung kehrte er vorerst nach Wien zurück, 1949 nahm er eine Berufung nach Berlin an, wo er als Rektor die Hochschule für Musik aufbaute und danach als Direktor des musikwissenschaftlichen Instituts der Humboldt-Universität wirkte.

Sein Blick auf den historischen Prozess der Veränderung in der Musik, vor allem seine bahnbrechende Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts, sein Buch „Karl Kraus liest Offenbach“ und sein Mozartbuch sind Meisterwerke eines intuitiven Künstlers und scharfen marxistischen Denkers.